



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Die Grafen von Altenschwerdt : Roman : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)



ie Luftbewegung wurde jetzt so stark, daß die theoretische Erwägung ihrer Natur vor den praktischen Maßregeln zu ihrer Bekämpfung völlig zurücktrat. Die Schaluppe war im Begriff, die Ribbesdorfer Ecke zu umfahren, und es schien, als habe der Sturm nur auf diesen Augenblick gewartet, um mit ungehemmter Kraft loszubrechen. Eine lang aufschwellende Woge von gewaltiger Breite kam von Norden herangewälzt, und über ihr zog eine gleichsam auf dem Wasser lastende Wolke, welche mit ihrem Drucke die Flut vor sich her trieb. Ein dumpfes Saufen scholl aus jener Richtung und übertönte die einzelnen Windstöße und das Rauschen der nahen Wellen. Beim Nahen jener langen Woge sprang der junge Schiffer auf einen Wink seines Vaters an das Segel, ließ es mit Andrews Hilfe herunter und rollte es auf. Es war die höchste Zeit gewesen, denn jetzt, gerade beim Wenden um die nach Norden vorspringende Ecke, packte der heranrasende Sturm das kleine Schiff und fuhr mit Gewalt um den nackten Mast und die pfeifenden Taue. Mühsam erklimm der Kiel die hohe Woge, die sich vor ihm aufthürmte, und dann fuhr die Schaluppe jäh hinab in ein tiefes Thal, um von neuem wieder emporzusteigen.

Eberhardt sah die Schwierigkeit, mit welcher das Boot zu kämpfen hatte, um das Einschlagen der Wellen zu vermeiden und nicht nach der Küste geworfen zu werden, während das Fehlen des Segels die Lenkung erschwerte. Er löste den Schiffer am Steuer ab, und dann griffen seine drei Begleiter zu den Rudern. Der Strand war an der Ribbesdorfer Ecke auf eine Strecke von einer halben Meile hin mit Felsblöcken bedeckt, welche durcheinander und übereinander gethürmt dalagen, als wären beim Ansturm des Meeres in frühern Zeiten die schützenden Felsenmauern des Landes zusammengebrochen und die Wogen hätten mit ihren Trümmern gespielt. Diese Blöcke lagen an einzelnen Stellen weit vorgeschoben von der Küste im Wasser, ihre Ecken und Kanten ragten schwarz hervor aus dem weißen Gischt der Brandung, und es konnte verderblich für das Boot werden, wenn es dem Nordwind gelang, es auf diese Klippen zu werfen.

So war Eberhardt gezwungen, weiter nach dem offenen Meere hinauszusteuern, und seine Gefährten bemühten sich, durch Rudern die treibende Kraft des Segels zu ersetzen. Es war ein Glück für sie, daß der Sturm, welcher bis jetzt stoßweise geblasen hatte, indem er nun anfang heftig zu werden, allmählich nach Osten herumging. So wurden die Anstrengungen der Ruderer unterstützt, denn der starke Wind trieb das Schiff auch ohne Segel vor sich her, und die Schaluppe verfolgte ihren Lauf in der beabsichtigten Richtung nach dem Thurme des Grafen hin, der jetzt in der Ferne auftauchte. Der Himmel war heller geworden, kein Tropfen Regen fiel.

Doch mit finsterner Stirn und in trüben Gedanken sah Eberhardt nach dem Thurme hin, über die vom Sturme aufgewühlte Fläche weg. Wenn es ihm wirklich gelang, mit dem Boote die Stelle zu erreichen, wo er Dorothea erwarten wollte — konnte er es unternehmen, die Geliebte in eine solche Gefahr zu bringen? Die Stärke des Windes ließ nicht nach, die See wurde mit jeder Minute aufgeregter, fast jede herankommende Welle spritzte mit ihrem an Bord schlagenden Kamm den Schaum herein, und die Kleidung der Fahrenden war schon ganz durchnäßt. Was sollte daraus werden, wenn das Boot noch meilenweit die Küste entlang fahren sollte? Aber auch schon das Heranbringen des Fahrzeugs ans Land mußte die größten Schwierigkeiten bieten. Als Eberhardt das Steuer allmählich zu drehen anfang, warnte ihn der Schiffer, besorgt vor dem Anprall an die Felsen. Aber Eberhardt erwiederte mit fester Stimme: Es hilft nichts, mein Freund, wir müssen heran.

Schon konnte er die dunkle Wand schräg vorwärts unterscheiden, wo er anzulegen beabsichtigte. Die Wellen tanzten mit ihren Häuptern daran empor, und mit großer Schnelligkeit drang das Boot jetzt vorwärts.

Haltet die Ruder vor! rief Eberhardt.

Andrew und der Schiffersohn, der eine das Ruder, der andre einen Bootshaken in den Fäusten, neigten sich vor und streckten ihre Waffen aus, um den erwarteten Anprall an die Steinwand zu lindern. Aber mit unüberwindlicher Gewalt trug eine starke Woge das schwere Boot. Mit einem langen Schwall kam die Schaluppe auf ihrem Rücken heran, rollte mit der Seite gegen den Felsen, und krachend zersplitterten die vorgestreckten Hölzer. Das Boot streifte schrammend den Stein und ward mit dem Zurückgehen der Woge wieder von ihm entfernt. Im nächsten Augenblicke war es schon vom Sturme weiter getrieben und hatte den Landungsplatz im Rücken, jetzt war es in einer Höhe mit dem alten Thurm und der Wohnung des Grafen, und mit Grimm im Herzen sah Eberhardt diesen erschnten und ihm teuern Platz zurückweichen. Es schien, als wollte der Sturm seiner Hoffnung spotten. Er ward stärker und stärker, unter dem Eindruck der warnenden Rufe des Schiffers sah Eberhardt sich widerwillig gezwungen, das Steuerruder hart anzulegen und hinauszufahren in die offene See, um nicht an den scharfen Klippen in der Nähe des Landes zu scheitern.

An ein Wenden war nicht zu denken. Nur die größte Aufmerksamkeit konnte es verhüten, daß das Boot nicht im Andrang der tobenden Wellen sich mit Wasser füllte. Es bedurfte aller Kunst und Kraft, um nur das Leben zu erhalten. So steuerten die Ver schlagenen hinaus auf die Höhe, wo es ruhiger war, und von wo die Gegenstände am Lande sich nur noch undeutlich zeigten, zogen, ermattet vom Rudern, das Segel auf, legten es nahe an den Wind heran und steuerten nördlichen Kurs, um nicht an die Küste von Rügen getrieben zu

werden. So pflügte die Schaluppe vorwärts und immer weiter durch die bewegte Wüste, der Wind strich pfeifend über sie hin und legte den Bord tief auf die Oberfläche nieder, und aus der Ferne scholl das Brausen der Brandung leise in das Klatschen der an Bord schlagenden Wellen.

Diese Verzweiflung bemächtigte sich Eberhardts, als eine Stunde nach der andern verram, ohne daß eine Veränderung in der Lage seines Fahrzeugs eintrat. Er dachte zurück, und obwohl er mit allen äußern Sinnen thätig war, um der gegenwärtigen Gefahr zu begegnen, weilte doch sein Herz in der Ferne, und er stellte sich in einer Reihe von unererschöpflichen Möglichkeiten vor, was sich in Schloß Eichhausen und auf dem Orte des beabsichtigten Rendezvous ereignen könne. Würde Dorothea erraten, warum er nicht kam? Würde sie erfahren, daß er Schollendorf verlassen hatte, und würde sie besorgt sein, daß er im Sturme umgekommen sei? Würde sie ohne sein Eingreifen dem Drängen ihres Vaters widerstehen können? Qualvoll marterten seine Seele solche und ähnliche Gedanken, sodaß er unempfindlich war für Kälte, Rälte und Gefahr und nur mechanisch den Wellen entgegenjah, die ihn und seine Begleiter und das auf dem zürnenden Meere tanzende Boot bedrohten.

Der Nachmittag verging, und der Abend kam heran, mit der Dunkelheit zugleich zogen Wolken herauf und sandten einen feinen, peitschenden Regen herab. Einzelne Schiffe, mit kleinen Sturmsegeln vor dem Winde treibend, zogen von weitem deselben Weges, aber zu weit entfernt, um sie anrufen zu können. Die Lage des Bootes blieb dieselbe. Von starkem, stetigem Ostwind getrieben, bewegte das Boot sich mit Schnelligkeit weiter. Jetzt tauchte ein Licht in kaum erkennbarer Entfernung auf, und mit bitterm Lächeln hörte Eberhardt den Schiffer erklären, daß es der Leuchtturm von Arcona sein müsse. Dann erschienen in hellem Schimmer die Kreidefelsen von Stubbenkammer. Keine Möglichkeit, das Land zu erreichen, zeigte sich. Kaum neigte sich das Steuerruder, um das Fahrzeug dorthin zu lenken, so begannen die Wellen überzuschlagen, und es blieb nichts andres übrig als vor dem Winde zu bleiben.

Ja, lieber Herr, sagte der Schiffer, indem er sich nach Eberhardt umdrehte, das Wetter hat sich doch nicht gehalten. Es sah mir heute Morgen gleich nicht hübsch aus.

Eberhardt mußte trotz seiner Verzweiflung lachen, doch war ihm der Gleichmut der Schiffer eine tröstliche Wahrnehmung.

Und was sagst du, guter Andrew? fragte er. Was sagst du, wenn wir mit diesem Winde nach Island gehen?

Der Schwarze drehte nur den Kopf herum und nickte mit einem freundlichen Ausdruck seines ehrlichen Gesichts.

Nun freilich, dir ist's gleich, da wir Amerika näher kommen, und du denkst, daß die Geister es am besten wissen, wohin wir bestimmt sind, fuhr Eberhardt fort. Aber was meint Ihr, Schiffer, werden wir nicht nach Dänemark treiben, wenn wir bei diesem Striche bleiben?

Kann sein, daß wir dahin kommen, kann auch sein, daß wir nicht dahin kommen, erwiederte der Mann.

Ein erneutes schärferes Säusen des Sturmes schien seine Meinung von der Ungewißheit der Lage bestätigen zu wollen, und wortlos fügte sich die kleine Gesellschaft der bedrängten Männer den Anforderungen des Augenblicks. Die weißen Felsen von Stubbenkammer waren im Süden verschwunden, nun trat auch der Leuchtturm von Arcona zurück und verschwand in der Nacht. Es

war soviel Wasser im Boote, daß der jüngere Schiffer unablässig mit Ausschöpfen beschäftigt und kaum imstande war, der immer von neuem über Bord spritzenden Menge Herr zu werden. Sorgsam bemüht, soweit der matte Schein des nächtlichen Himmels es zuließ, den Kurs beizubehalten, den die Dampfer von Stettin nach Kopenhagen zu nehmen pflegen, fuhren sie weiter in das sturm-erfüllte Dunkel hinein.

So fuhren sie die Nacht hindurch, sahen unter der zunehmenden Bevölkerung den Schein der Gestirne immer mehr verschwinden, wußten nicht mehr, wo sie sich befanden und waren schon zufrieden, daß sie durch beharrliche Aufmerksamkeit und Arbeit das Umschlagen des Bootes verhüteten und mit dem Ausschöpfen des Wassers fertig wurden. Gramvoll dachte Eberhardt über das Mißgeschick nach, das ihn verfolgte, und sehnte sich nach der Geliebten.

Da ward, als schon der Morgen nahe war und eine schwache Dämmerung sich zu verbreiten anfang, ein Brausen vernehmbar, das dem Geräusch der Brandung gleich, etwas Helles, kaum erkennbar, aber doch von der Finsternis des Himmels und des Meeres zu unterscheiden, stieg vor den Blicken der Irrfahrenden auf, und vorsichtig ließen sie das Segel herunter, um die Schnelligkeit der Fahrt zu hemmen. Ein Ruf der Besorgnis erklang aus dem Munde des Schiffers.

Was ist? fragte Eberhardt.

Mein lieber Herr, sagte der Schiffer, nachdem er versucht hatte, durch einige kräftige Flüche die auf seiner Brust lastende Not abzuwälzen, wir treiben direkt auf Mäen zu, und es ist ganz die Wahrscheinlichkeit, daß wir in einer Viertelstunde Land haben, aber nicht genug, um darauf gehen zu können.

Alle Wetter, rief Eberhardt, das wäre nicht schön. Könnt Ihr und Euer Sohn schwimmen?

Meine Meinung ist, erwiederte ruhig der Schiffer, daß es den Fischen einerlei ist, ob sie jemand fressen, der vorher geschwommen hat, deshalb haben ich und mein Junge uns niemals damit abgegeben.

Das Brausen ward während dessen vernehmbarer, und auch das Helle, was vor dem Bug zu entdecken war, zeigte sich mit jeder Minute deutlicher und war, indem jetzt die Dunkelheit mehr und mehr verrann, als eine lang ausge dehnte Wand von Kreidefelsen zu erkennen, die sich gerade vor ihnen hinlagerte und dem Boote die Weiterfahrt versperrte.

Es waren noch drei Ruder in der Schaluppe, der junge Schiffer, den Müdigkeit nahezu überwältigte, ward ans Steuer gesetzt, und die drei andern Männer legten sich mit voller Macht in die Ruder. Das Steuer ward gedreht, und mit Aufbieten aller Kräfte versuchten sie nach Norden zu entkommen. Aber vergeblich versuchten sie, dem Winde und der Strömung entgegenzukämpfen. Das Wasser im Boot nahm schnell zu, immer deutlicher traten die weißen Felswände hervor, und schon war die lange Reihe der an die Küste brandenden Wellen zu erkennen.

Menschenkräfte sind Menschenkräfte, sagte der Schiffer, dem der Schweiß von der Stirn troff, und was ist der älteste Seemann anders als ein Mensch? Luv an, mein Junge, luv an, sonst haben wir die Schlup voll, auch ohne daß der Kiel nach oben steht.

Das Steuerruder drehte sich von neuem, und mit erneuter Geschwindigkeit fuhren sie gerade auf die Küste los und in die schäumenden Wellen hinein. Jetzt hielt der alte Andrew einen Augenblick mit Rudern inne, warf seinen Rock

ab und blickte seinen Herrn mit einem zärtlichen Blick an, in welchem sich der feste Entschluß aussprach, nicht an die eigne Rettung zu denken.

Seht da! rief Eberhardt, dorthin haltet, dort zeigt sich ein Einschnitt in den Felsen!

Er zeigte mit der Hand auf eine dunkle Stelle, die etwas zur Seite in der weißen Wand bemerklich war und eine Bucht zu bezeichnen schien. Mit letzter Kraft richteten sie die Spitze der Schaluppe dorthin. Noch eine angstvolle Zeit der härtesten Anstrengung, und dann waren sie inmitten der tosenden Wellen, die sich vor der Felswand brachen; eine Riesenkraft hob das Boot und schleuderte es vorwärts, jetzt rollten sie zurück, die Ruder zeigten sich ganz nutzlos, nun ward die Schaluppe noch einmal gehoben, eine zurückschäumende Welle schlug herein, dann schossen sie unaufhaltsam vor, Eberhardt sah noch, daß der Schwarze über Bord sprang, und dann sah und fühlte er eine Zeit lang nichts mehr außer einem dumpfen Säusen in seinen Ohren.

Er kam erst wieder zur Besinnung, als er festen Grund unter sich spürte, und indem er wahrnahm, daß er auf Knien und Händen vorwärts kroch, während starke Fäuste ihn emporziehen wollten. Er richtete sich auf, blickte verwirrt um sich und sah sich in den Armen des treuen Andrew, von dessen Gesicht und nackter Brust die Wassertropfen wie von einem Wachstuch herunterliefen, ohne die Haut naß zu machen. Er schüttelte das Wasser aus Haar und Bart, wuschte es sich aus den Augen und sah sich nach den Schiffern und der Schaluppe um. Er atmete erleichtert auf. Es war besser abgelaufen, als er erwartet hatte. Die Schiffer standen bis an den Leib im Wasser und bemühten sich, das arg beschädigte Boot, welches halb auf dem Strande lag, vollends hinaufzuschieben. Die Stelle, wo sie angetrieben waren, zeigte sich günstig, denn zu beiden Seiten von dieser kleinen Bucht, die den Felsrand spaltete, stiegen die Felsen unnahbar auf, und wenn sie diesen Punkt nicht getroffen hätten, wären sie verloren gewesen.

Zu seinem Erstaunen aber sah Eberhardt noch eine dritte und ihm unbekante Gestalt an dem Boote arbeiten, und zwar ein weibliches Wesen. Es war eine rechenhafte Gestalt, rotes Haar hing ihr bis zum Gürtel herab und verhüllte zum Teil das blühende jugendliche Gesicht, und als sie jetzt aus dem Wasser stieg, sah man ihre Beine in gewaltigen Stiefeln stecken, über die ein kurzer roter Rock nur bis zum Knie herabreichte.

Es war Eberhardt nicht möglich, sich mit dem Mädchen zu verständigen und von ihm selbst zu erfahren, woher es komme und wo sie sich befänden, denn es redete eine ihm unverständliche Sprache. Doch hörte er von den Schiffen, die das Dänische verstanden, daß sie auf Mön gelandet wären, und daß das Mädchen das Herankommen des Bootes bemerkt habe und ihm zu Hilfe gekommen sei. Unter Führung der rothaarigen Maid, die mit ihrer athletischen Figur gleich einer Schutzgöttin der Küste vor ihnen herwandelte, schritten sie die gewundene Schlucht empor. Das Boot war auf festem Boden geborgen, und es war auch Eberhardts Gepäck gerettet worden. Die Schiffer und Andrew schleppten die durchnähten Koffer.

Nach längerem Klettern, wobei ihre erstarrten Glieder sich wieder erwärmten und schmeidigten, erreichten die Schiffbrüchigen das Plateau, über welches der Sturm hinwegpiff und wo sie das Donnern des Meeres, dem sie glücklich entronnen waren, wieder deutlicher vernahmen. Vor sich sahen sie ein einzelnes Haus, und dorthin führte sie das Mädchen. Der Morgen war völlig

heraufgekomen, und sein graues Licht begann sich mit violetten Tinten zu schmücken. Vor dem einzelnen Hause, das auf der fahlen Hochebene emporragte, lehnte ein Mann, die Pfeife im Munde, gelassen am Thürpfosten. Er war riesenhaft an Wuchs, mit heller weißer und roter Gesichtsfarbe, feuerrotem Haar und Bart, und leicht als der Erzeuger der mannhaften Schönen zu erkennen, welche den kleinen Zug der müden Männer führte.

Die Thür öffnete sich ihnen, sie fanden ein Feuer und heißes Getränk am flackernden Herdfeuer, und dann sah Eberhardt, auf die Ellbogen gestützt, schwermütigen Blickes durch die kleinen Scheiben des niedrigen Fensters hinaus auf das tobende Element, das ihm und seinen Begleitern so feindlich gewesen war und ihn nun auf einer entlegenen Insel gefangen fernhielt von dem Ziele seiner Sehnsucht.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Hätte Eberhardt vom Hause des dänischen Strandwächters aus beobachten können, was sich in und um Schloß Eichhausen zutrug, anstatt daß er nur seine von Liebessehnsucht erfüllten Gedanken dort umherführen konnte, wo Dorothea weilte, so würde ihn der Anblick nicht beruhigt haben.

Als Millicent sich am Abend vor der verunglückten Schifffahrt von Eberhardt am Saume des Waldes trennte und schnellen Schrittes auf das Schloß zueilte, da traf sie auf ihren Onkel, den Inspektor, welcher vor dem Portal auf- und niederging und sie offenbar erwartet hatte. Er begrüßte sie sehr rauh und teilte ihr ohne Umschweife mit, daß ihr unverantwortliches Benehmen gegen den Herrn Baron diesen im höchsten Grade erzürnt habe. Der Herr Baron habe ihn rufen lassen, um ihm zu erklären, daß sie sich nicht wieder vor ihm blicken lassen dürfe, und daß sie sich nicht unterstehen solle, wieder ins Schloß zu kommen.

Der Inspektor selbst hatte die Entrüstung seines Herrn ganz in sich eingezogen und war womöglich noch erzürnter, als der Baron es sein konnte. Es bereitete dem Gemüthe des alten Mannes den größten Kummer, daß die Tochter seines Bruders sich herausgenommen hatte, undankbar und frech gegen ein so hochverehrtes Haupt aufzutreten, und er hielt mit der Ansicht über das Benehmen seiner Nichte nicht zurück, schloß auch einen ernsten Verweis wegen Umherstreichens in der Dunkelheit daran.

Millicent war einen Augenblick sehr betreten, dann wurde sie zornig und wollte schon erklären, daß sie sich um den Baron garnicht kummere und ihrer Wege gehen wolle, um solcher Sklaverei zu entrimmen. Aber sie besann sich darauf, daß Dorothea ohne sie verlassen und ohne Nachricht von Eberhardt sei, sie bezwang ihren Arges und sagte, der Herr Baron habe sie wohl nicht recht verstanden, sie wolle jetzt gleich zu ihm gehen und ihn um Verzeihung bitten.

Aber der Inspektor hielt sie, als sie ihm mit diesen Worten entwichen wollte, am Arme fest und sagte, sie dürfe daran nicht denken. Sie solle mit ihm kommen und bei ihm bleiben, bis das weitere sich finde. Er hielt sie mit Gewalt fest, zog ihren Arm unter dem seinen durch und führte sie trotz ihres Weinens unter Drohen und Schelten mit sich fort zu seiner eignen Wohnung,

wo er sie einschloß, ohne sich um die Vorstellungen seiner Frau zu bekümmern. Millicent fand, daß die Sache ernster wurde, als sie gedacht hatte, und brachte den größten Teil der Nacht mit Weinen zu.

Auch am folgenden Tage ward sie wie eine Gefangene behandelt, indem der Inspektor getreulich den Weisungen des Barons folgte, welche ihre Ursache wiederum in den Ratsschlügen der Gräfin hatten. Es war ihr nicht möglich, fortzukommen, der Inspektor brachte ihr selbst das Essen auf ihr Zimmer und ließ nicht einmal seine Frau zu ihr. Doch gelang es ihr endlich um Mittag, den unter dem Fenster im Park vorbeigehenden Sohn des Kochs anzurufen und ihm ein Billet an Dorothea zuzuwerfen, worin sie von ihrer Lage Kunde gab und über ihre Mission Bericht erstattete. Sie teilte darin mit, daß Eberhardt sie im Laufe des Nachmittags und Abends in der Nähe der Besingung des Grafen erwarten wolle, enthielt sich jedoch vorsichtig jeder weitem Auseinandersetzung.

Dorothea hatte vergeblich am Abend Millicents Rückkehr erwartet und voll Unruhe die Nacht schlaflos verbracht. Am andern Morgen war ihr Vater zu ihr gekommen und hatte ihr gesagt, daß Millicent in einer ganz unerhörten Weise gegen ihn aufgetreten sei, und daß er sich genötigt gesehen habe, eine Strafe über sie zu verhängen. Er wolle nicht darauf bestehen, daß Millicent sich für immer entferne, da er wisse, wie nahe sie dem Herzen seiner Tochter stehe, aber sie solle solange bei ihrem Onkel bleiben, bis sie sich entschließen könne, die Frau Gräfin und ihn um Verzeihung zu bitten. Für die nächsten drei Tage aber wolle weder die Frau Gräfin noch er selbst diese Abbitte entgegennehmen.

Der Baron ließ sich dann in seiner ritterlichen Weise dazu herbei, seine Tochter um Entschuldigung zu bitten, daß er ohne ihre Genehmigung über ihre Gesellschafterin verfügt habe, schloß jedoch mit den Worten, daß sie selbst einsehen werde, seine Stellung und Würde verträgen es nicht, daß ein Benehmen wie das Millicents ungerügt bleibe.

Dorothea hörte schweigend zu. Sie wollte sich nicht verraten, indem sie widersprach, sondern hielt es für das klügste, sich schweigend zu unterwerfen. Sie vermutete mit Recht, daß ihr Vater um Millicents Sendung am vergangnen Abend wisse. Doch nahm sie sich vor, noch an demselben Tage, sobald des Vaters erster Zorn sich besänftigt hätte, darum zu bitten, daß Millicent zurückkommen dürfe.

Da erhielt sie um Mittag Millicents Billet. Sie las zwischen den Zeilen, und eine flammende Röthe überflog ihr Gesicht. Das harte Verfahren gegen Millicent hatte sie von neuem zum Widerstande angeregt, und sie war entschlossen, es aufs Äußerste ankommen zu lassen. Sie wartete, bis sie unbeobachtet war, und als sich gegen vier Uhr ihr Vater in die Bibliothek begab, wohin die Gräfin ihm folgte, stieg sie eilig zu den Ställen hinab, ließ den Schimmel satteln und flog im Galopp, von ihrem Reitknecht begleitet, den Weg nach des Grafen einsamem Sitze davon.

Was würde Eberhardt ihr zu sagen haben? Würde er ihr erklären, daß er ihr niemals ihr Wort zurückgeben werde, und würde sie dann, in ewigem Gedenden einer genossenen Seligkeit und in unvergänglicher Treue nie mehr Antheil nehmen an den ärmlichen Dingen des täglichen Lebens? Oder würde er sie an ihr Versprechen mahnen, das sie ihm am schwarzen Teiche gegeben, und würde sie fähig sein — würde sie wagen — Ihre Sinne schwindelten, wenn sie

bedachte, daß sie doch wohl Pflicht und Heimat vergessen könnte, um ihm zu folgen, der ihr Herz in seiner Gewalt hatte.

Der tausende Wind, der ihr entgegenkam, rüttelte sie zu stärkerer Thakraft auf und schien ihre Nerven neu zu stählen, nachdem schon die Aufregungen der letzten Tage und schlaflosen Nächte eine krankhafte Lähmung über sie gebracht hatten. Das Schnauben ihres Pferdes war ihr eine angenehme Musik. Sie liebte das Tier, und wenn sie auf seinem Rücken saß, fühlte sie sich leicht und stark. Seine weiße Mähne flatterte ihr entgegen, und sie streichelte seinen glatten Hals, sodaß das Pferd in freudigen Sprüngen schneller vorwärtseilte.

Als sie den Thurm des Grafen in der Nähe erblickte, hielt sie an, sprang herab und wies den Reitknecht an, die Pferde im Schutze des Waldes umherzuführen und auf ihre Rückkehr zu warten. Dann warf sie die Schleppe des Kleides über den Arm und ging seitwärts und ungesehen vom Hause des Grafen aus nach dem Strande. Das Brausen des Windes und Wassers, welches sie im Walde weniger gespürt hatte, erfüllte sie jetzt, als sie ins Freie kam, mit Unruhe. Sie sah, als sie an der kleinen Bucht hinging und dann auf die höher gelegenen Teile der Küste stieg, die schäumenden Rämme der Bogen mit Besorgnis. Es war nichts von Eberhardt und von seinem Boot zu sehen. War es wohl denkbar, daß er bei so stürmischem Wetter die Fahrt unternommen hatte? Sie wünschte, er hätte es nicht gethan. Sie hoffte, er würde bei Zeiten gemerkt haben, wie drohend der Himmel war. Er konnte einen Wagen nehmen — hoffentlich hatte er es gethan. Es war unmöglich, mit einem Boote hierherzukommen. Aber warum war er noch nicht hier? Millicent hatte doch geschrieben, daß er sie Nachmittags und Abends erwarten wolle. Nun war es nach fünf Uhr, und es war nichts von ihm zu entdecken!

Sie ging auf und ab, sie stieg auf die höchsten Punkte der naheliegenden Klippen und spähte hinaus. Es war kein Boot zu erblicken. Sie achtete nicht darauf, daß der Sturm ihr Haar zerzauste und ihr den Schleier ins Gesicht peitschte. Angstvoll spähte sie hinaus, und ohne daß sie es merkte, rannen ihr große Thränen über das blasse Gesicht. Der Sturm ward stärker und stärker, die Wellen sprangen an der Steinwand empor, worauf sie stand, und schienen nach ihren Füßen zu lecken. Schon begann es zu dämmern. Sie sah nach ihrer Uhr und fand, daß es über sechs war, und daß man sie im Schlosse schon beim Diner vermissen werde.

Sollte sie nach Scholldorf reiten? Sollte sie den Reitknecht dorthin jagen? Ach, es hieß ganz Scholldorf und die Umgegend mit den Geheimnissen ihres Herzens bekannt machen! Gewiß war Eberhardt nicht fortgefahren. Er war ein zu seckundiger Mann, um sich in den Vorzeichen solchen Wetters zu täuschen. Aber warum kam er nicht zu Fuß, oder im Wagen, oder zu Pferde? Warum ließ er sie vergeblich warten? Hatte er doch vielleicht, erzürnt über ihren Brief und den Brief ihres Vaters, der gewiß hart und verlegend war, darauf verzichtet, sie zu sprechen? War er zornig? Verachtete er sie wegen ihres Wankelmuts? Ihre Schläfen pochten in Angst und Aufregung, und Gedanken, die ihr sonst nie hätten kommen können, peinigten sie unter der Gewalt dieser widrigen Eindrücke. Hatte er vielleicht — ach, der dunkle Schatten seiner Vergangenheit wollte sich vor ihren Augen erheben — hatte er irgend welche Gründe, die von Haus und Heimat fliehende nicht mehr für begehrenswert zu halten?

Endlich entschloß sie sich. Sie wandte sich den Gebäuden zu, die am Fuße des Hügels unterhalb der Wohnung des Grafen lagen. Sie wollte Degenhard nach Scholldorf senden, um Erkundigungen einzuziehen, wo Eberhardt sei. Sie pochte an ein Fenster des niedrigen Hauses, wo Degenhards wohnten, und wo bereits Licht von innen hervorschwimmte. Eine Frau kam ans Fenster, öffnete, blickte heraus und zeigte sich sehr erschrocken, als sie Dorothea erkannte. Sie wollte zur Thür laufen, um die gnädige Baronesse hereinzuführen, aber Dorothea litt es nicht, sondern fragte nur nach dem jungen Manne, den sie sprechen wollte. Die Frau war seine Mutter, und sie berichtete, daß ihr Sohn nicht zu Hause sei. Er sei an eben diesem Tage abgereist, um im Auftrage Seiner Excellenz in Potsdam einige junge Bäume und Sträucher seltener Art in der königlichen Gärtnerei zu kaufen, und werde erst in einigen Tagen zurückkehren.

Dorothea nickte und wandte sich ab. Ein Zornesblick strahlte aus ihren Augen. Das war eine gegen sie gerichtete Verabredung, ein Streich der Gräfin!

Sie ging ohne weiteres durch den Garten den Hügel hinauf und trat unter dem lauten Bellen der großen grauen Hunde in die Wohnung des Grafen. Der alte Herr saß beim Scheine der Lampe an seinem Arbeitstische und blickte verwundert über den späten und unerwarteten Besuch in die Höhe. Er sprang betroffen von seinem Sitze auf, als er Dorothea erblickte, die mit zerwehtem Anzug und Haar und in augenscheinlicher Erregung hereintrat.

Mein liebstes Kind — Sie — rief er, und ergriff ihre Hände, die kalt durch die Handschuhe hindurch anzufühlen waren. Er führte sie zu einem Sitze und fragte sie besorgt, was sie herführe.

Dorothea warf, anstatt zu antworten, die Reitpeitsche und ihren Hut auf den Tisch, verhüllte das Gesicht mit beiden Händen und brach in einen Strom von Thränen aus.

Voll Unruhe betrachtete sie der Graf und versuchte zu erfahren, was der Grund dieses Schmerzes sei.

Sie wissen es, Sie wissen es! rief sie endlich. Muß ich es Ihnen noch sagen? Hier auf dieser Stelle saß ich, als Sie selbst mir zuerst sagten, was mich bewegte, und nun sind Sie mein Feind! Ja, das sind Sie, Sie können es nicht leugnen. Sie wissen, was bei uns vorgeht, Sie kennen diese intrigante Gräfin von Altenscherdt, und Sie bekümmern sich nicht ein wenig um mich! Könnte ein Feind schlimmeres thun?

Der Graf sah schmerzlich bewegt diese bei Dorothea so ganz ungewöhnliche Aufregung, stützte den Kopf auf die Hand und sah traurig vor sich nieder, da er fühlte, daß er unmächtig sei, dem jungen Mädchen zu helfen, dessen Geschick ihm doch so nahe ging.

Es läßt mich alles im Stich, und ich werde ganz mutlos, klagte Dorothea. Ach, ich merke wohl, Ihre traurige Weissagung wird sich erfüllen. Hier auf diesem Platze, noch vor wenig Wochen, wagte ich auf meine Energie zu pochen und forderte das Schicksal heraus. Ach, was ist unser Mut, und was ist unsre Festigkeit? Ihre traurige Klugheit wird Recht behalten, die Macht der Verhältnisse wird mich erdrücken. Und warum schicken Sie den jungen Degenhard nach Potsdam?

Meine liebe junge Freundin, erwiederte der Graf ruhig und ernsthaft, Sie können mir vielleicht den Vorwurf machen, daß ich mich Ihrer nicht lebhaft genug angenommen hätte. Denn freilich hätte ich wohl noch eindringlicher für

die Sache Ihres Herzens gegenüber Ihrem Vater sprechen können. Aber glauben Sie mir, daß ich damit nichts gebessert, im Gegenteil nur alles verschlechtert hätte. Es ist völlig unmöglich, liebes Kind, einen Menschen durch Ratschläge und Warnungen von seiner Lieblingsidee abzubringen. Wenn aber jemand so fest in seinen Vorurtheilen und Ansichten ist, wie Ihr Vater, mein alter Freund, so heißt es nur, sich mit ihm für immer verfeinden, wenn man ihm hartnäckig widerspricht und ihn gegen seinen Willen lenken will.

Aber warum haben Sie denn nur den jungen Degenhard nach Potsdam geschickt?

Mein liebes Kind, der junge Degenhard ist mein Diener, und ich habe darüber keine Rechenschaft abzulegen. Hören Sie mich ruhig an, fuhr der Graf fort, als er sah, daß Dorothea durch diese Antwort verletzt ward. Es ist meine Überzeugung, daß man sich nicht in die Angelegenheiten anderer Leute mischen soll, wenn es nicht verlangt wird. Und es ist ferner meine feste Überzeugung, daß unser Glück allein darauf gestellt ist, daß wir unsre Pflicht thun und Gott das weitere überlassen. Was zu unserm Besten ist, das können wir ja niemals vorauswissen, denn das weiß nur der Allwissende, sicher aber ist das Schriftwort eine Wahrheit, daß denen alles zum besten dient, die sich seinem Willen fügen. Das sage ich Ihnen in Bezug auf meine Einmischung in die Angelegenheit Ihrer beabsichtigten Verbindung mit dem Grafen Dietrich. Nun ist es mir keine angenehme Wahrnehmung gewesen, daß der junge Degenhard vielfach auf Gängen war, die mit meinem Dienst nichts zu schaffen hatten, und ich mußte mir selbst den Vorwurf machen, etwas zuzulassen, was offenbar gegen die Absicht und ohne Vorwissen meines Freundes geschah. Gleichwohl drückte ich die Augen zu, um nicht zu sehen, was ich nicht unbedingt zu sehen brauchte. Nun aber Ihr Vater mir gestern den Wunsch aussprach, ich möchte Degenhard für eine Zeitlang entfernen, bin ich dem nachgekommen. Das ist die einfache Erklärung des Umstandes, nach welchem Sie fragen.

O wie grausam Sie sind, wie hart und grausam! rief Dorothea unter neuen Thränen.

Der General betrachtete sie schweigend, sah in ihrer Geberde den Ausdruck ihres Leidens und hörte in ihrer Stimme den Schrei eines verwundeten Herzens. Er bemühte sich, ein strenges Gesicht zu machen, strich den weißen Bart, blinzelte mit den Augen, in welche sich beim Anblick dieses schönen, traurigen Mädchens gegen seinen Willen etwas Feuchtes drängte, und erhob sich, um aus dem Fenster zu sehen.

Es ist finster und stürmisch, sagte er. Wollen Sie denn zu Pferde zurückkehren?

Dorothea antwortete nicht.

Wenn ich mir alles recht überlege, hub der General wieder an, so sehe ich nicht ein, mein liebes Kind, warum Sie so sehr unglücklich über die Absicht Ihres Vaters sind. Ich will das Herz einmal aus dem Spiele lassen, damit wir die Stimme der Vernunft deutlicher hören können. Sie müssen sich doch sagen, daß eine Verbindung mit dem Grafen Altenscherdt von der Angemessenheit wie vom Vortheil in gleicher Weise empfohlen wird. Er selbst ist ein angenehmer und gescheiter, gut aussehender Herr. Dagegen kann selbst ein ganz optimistisch gefärbtes Auge in einer Verbindung mit Herrn Eichenburg fast nur Unzuträglichkeiten erblicken. Er ist angenehm, ja. Liebenswürdig, natürlich. Aber bedenken Sie alles andre. Er ist von zweifelhafter Herkunft und Vergangenheit,

seine künstlerische Zukunft ist durchaus ungewiß. Welche Rolle würden Sie in der Welt spielen, wenn Sie mit einer kleinen Apanage seine Frau wären? Und Sie sind doch noch zu jung, um gleich einem alten von der Unbill des Geschicks zerschundenen und zerstoßenen Soldaten der Welt Valet zu geben. Die Ansichten vom Leben ändern sich mit den Abschnitten des Lebens selbst, und was Ihnen heute romantisch vorkommt, zeigt sich Ihnen in zwanzig Jahren vielleicht nur abgeschmackt. Und das, schließlich, weiß ich ja, daß Sie niemals daran denken würden, gegen den Willen Ihres Vaters ein heimliches Bündnis einzugehen. Wenn Sie also klar einsehen, daß Ihr Vater und die Tradition Ihrer alten Familie verlangen, daß Sie Ihre Jugendneigung opfern sollen, warum wollen Sie sich denn durch nutzlosen Widerstand soviel Gram auf den Hals laden?

Der alte Herr hatte während dieser Worte aus dem Fenster in die Dunkelheit hinaus gesehen und es beharrlich vermieden, Dorothea anzublicken. Jetzt aber drehte er sich um, denn er hörte, daß sie aufsprang.

Sie sah ihn mit zornfunkelnden Augen an, und ihre Stimme bebte vor Entrüstung, indem sie rief: Abscheulich sind Sie, Herr Graf! Sie sind ganz abscheulich! Ich verlasse jetzt Ihr Haus und werde es nie wieder besuchen.

Sie wandte sich ab und wollte zur Thür gehen, aber der General ergriff ihre Hand und hielt sie fest.

Kommen Sie, sagte er, seien Sie doch nicht gar so eilig! Sie werden Ihre Gesundheit noch ganz ruiniren! Ist das ein Trostkopf!

Es war mehr der Ton seiner Worte, der weiche Klang seiner Stimme, als die Worte selbst, wodurch sie bewogen ward zu bleiben. Sie ließ sich von ihm führen und setzte sich wieder auf ihren Platz.

Ihr Mittagessen haben Sie auch wohl in die Schanze geschlagen, fuhr er fort. Wie angegriffen von dem Ritt bei dem Wetter Sie aussehen! Armes Kind! Sie sollen etwas genießen, ehe Sie fortgehen.

Er zog die Schelle und bestellte, als der alte Degenhard erschien, eine heiße Schokolade. Dann kehrte er sich wieder zu Dorothea, welche trübe vor sich hinblickte, und sagte: Ich will einmal gegen alle meine Grundsätze und meine bessere Einsicht handeln und will noch einmal ernstlich mit Ihrem Vater reden, ob er sich nicht doch vielleicht bestimmen läßt, Ihrem Wunsche nachzugeben.

O Herr Graf, sagte Dorothea, freudig aufblickend, wenn Sie das thun wollten — Sie sind der einzige, der wohl noch Einfluß auf ihn haben könnte. O, Sie sind so gut, fuhr sie fort, indem sie seine Hände ergriff. Sie sind der Anker meiner Hoffnung!

Der General lächelte wehmütig und nickte ihr zu. So sind wir Menschen, sagte er, so sind wir in unsrer Schwäche. Was unsern Wünschen schmeichelt, nennen wir gut, und was ihnen entgegensteht, das nennen wir böse. Und doch wissen wir weder von dem einen noch von dem andern, ob es gut oder böse in Wahrheit ist. Ich warne Sie, liebes Fräulein, nicht zu sehr auf den Anker zu bauen, von dem Sie sprechen, denn ich kenne die Schwierigkeiten, die meiner guten Absicht im Wege sind. Verlassen Sie sich auf nichts als auf den einen Anker, den unser Lebensschiff niemals verlieren kann, nämlich Gott selbst, der seine Hand schützend über uns ausbreitet.

Während Dorothea so in qualvoller Erwartung an der sturmdurchwehten Küste umherwanderte und dann im Hause des Generals ihre ersterbende Zuversicht sich neu beleben fühlte, waren Baron Sextus und Gräfin Sibylle bei

ihrem einsamen Diner voll Besorgnis über ihre Abwesenheit. Die Gräfin hatte sich erzählen lassen, welchen Ausgang des Barons Unterhandlung mit seiner Tochter gehabt hatte, und obwohl sie innerlich die Schwäche des Vaters bedauerte, der sich auf eine so lächerliche Bedingung eingelassen hatte, wie die Rückgabe des Treuworts ihrer Ansicht nach war, so stimmte sie doch äußerlich dem Verhalten des Barons als einem weisen Benehmen zu. Sie unterließ jedoch nicht, den alten Herrn darauf aufmerksam zu machen, daß alle Verhandlungen und diplomatischen Abmachungen sich gegenüber der Leidenschaft sehr ohnmächtig zu erweisen pflegten, und als Dorothea zur gewohnten Zeit nicht erschien und die Aussagen der Dienerschaft ergaben, daß sie fortgeritten sei, war es keine Heuchelei mehr von ihrer Seite, als sie die Vermutung aussprach, Dorothea könne sich für immer davon gemacht und mit Eberhardt vereinigt haben. Sie war voller Unruhe. Sie sagte sich, daß sie selbst an Dorotheas Stelle wohl so gehandelt haben würde, wie sie fürchtete, daß Dorothea gehandelt habe. Gleichwohl hütete sie sich, den Baron merken zu lassen, wie hart sie selbst eine solche Wendung der Ereignisse empfinden müßte, und sie begnügte sich mit Worten des Bedauerns über die Verblendung eines jungen lebenswürdigen Mädchens und über die schreiende Undankbarkeit einer Tochter gegen einen solchen Vater. Ich bin in der That verwundert, sagte sie zum Baron, als sie nach Tisch mit ihm in seinem Arbeitszimmer saß und als er in sehr übler Laune in das Kaminsfeuer starrte, ich bin verwundert, daß Ihre Tochter, lieber Baron, an diesem Menschen so lebhaften und dauernden Anteil nimmt. Es bedarf wirklich aller väterlichen Liebe und Strenge, um sie vor einem Unglück zu bewahren — falls es nicht schon zu spät ist. Sie würde ja für ihre Lebenszeit elend werden, wenn sie ihr Loos an diesen Abenteurer knüpfte.

Denken Sie nicht daran, liebe Freundin, entgegnete der Baron mißmutig. Sie unterschätzen Dorothea. Keinen Augenblick will ich mich dem Argwohn überlassen, sie wäre mit ihm davongelaufen. Das thut Dorothea nicht. Sie hat mir ja doch ihr Wort gegeben!

Die Gräfin schwieg und räusperte sich leise.

Nein, rief der Baron, indem er aufsprang, das ist ganz unmöglich.

Sie können es natürlich weit besser beurteilen als ich, sagte Gräfin Sibylle. Auf alle Fälle haben Sie klug gehandelt, diese unverschämte junge Person, diese Millicent, und ihren Liebhaber aus dem Wege zu schaffen. Dadurch ist Dorothea doch wohl die Möglichkeit genommen, eine geheime Verbindung mit jenem Menschen zu unterhalten. Das war eine sehr gute Idee von Ihnen. Man muß soviel als möglich schon die Verführung zum Bösen beseitigen, denn, wie das Sprichwort sagt, macht die Gelegenheit Diebe. Apropos — was führt denn dieser Herr Eschenburg für ein Siegel? Ich habe Sie immer schon darnach fragen wollen. Besitzen Sie vielleicht einen Brief von ihm?

So viel ich mich erinnere, führt er überhaupt kein Siegel. Ich habe einige Billets von ihm, und wenn er gestiegelt hätte, würde ich mich dessen erinnern. Denken Sie, er könnte die Dreistigkeit haben, das Wappen der Altenschwerdt zu führen?

Das wohl nicht. Es würde inkonsequent sein, da er sich ja Eschenburg nennt. Auch hat er nie die Dreistigkeit so weit getrieben, auf den Namen Altenschwerdt Anspruch zu erheben.

Der Baron suchte unter seiner Korrespondenz, welche gut geordnet war,

und zog einen Brief hervor, der von Eberhardt stammte. Sehen Sie, das Kuvert ist einfach zugeklebt, sagte er.

Gräfin Sibylle nahm den Brief. Es waren einige wenige Zeilen, in denen Eberhardt mittheilte, daß er die freundliche Einladung zum Essen annähme.

In diesem Augenblick wurden Schritte auf dem Korridor vernehmbar, ein Diener öffnete die Thür, und es erschienen auf der Schwelle der Graf von Francken und Dorothea.

Erstaunt und erfreut blickten Baron Sextus und Gräfin Sybille auf die Eintretenden, die letztere ließ mit einer fast unwillkürlichen Bewegung Eberhardts Billet in ihre Tasche gleiten.

Der General schüttelte dem Baron die Hand, verneigte sich vor der Gräfin und sagte, daß er Dorothea, die ihm einen Besuch gemacht habe, des stürmischen Wetters wegen nicht habe zurückreiten lassen wollen. Sie hat bei mir mit einer Tasse Chokolade anstatt eines Diners süßlich nehmen müssen, sagte er, und ich habe sie dann in meinem Wagen hergebracht. Es ist ein sehr häßliches Wetter, wir kommen in die üblichen Herbststürme hinein.

Und ich bitte, es nicht übel nehmen zu wollen, wenn ich mich zunächst entferne, um andre Toilette zu machen, setzte Dorothea hinzu.

Hoffentlich haben Sie sich nicht übernommen, meine Süße, sagte Gräfin Sibylle zärtlich, indem sie auf Dorothea zuing. Sie sehen so blaß aus! Aber in Ihrem Alter glaubt man nur gar zu gern, der Körper sei von Stahl und Eisen.

Dorothea wich vor der Hand zurück, die ihr die Stirn streicheln wollte.

Wenn Sie einige Minuten für mich übrig hätten, Frau Gräfin, sagte sie, so wäre es mir lieb. Ich habe Ihnen etwas zu sagen.

Einige Minuten! sagte die Gräfin lächelnd. Kommen Sie, meine Herzliebe! Wenn Sie erlauben wollen, daß ich dem Ablegen Ihres Reitkleides assistire, so stehe ich von jetzt an zur Verfügung und solange Sie wollen. Auf Wiedersehen, meine Herren!

Dorothea ging mit beklommenem Herzen neben der Gräfin her, und doch sehnte sie sich darnach, sich mit dieser Frau, in welcher sie ihre Feindin sah, auszusprechen. Sie fühlte einen Druck in ihrer Gegenwart auf sich lasten, und sie sagte sich, daß es ganz vergeblich sein würde, mit dieser schlaun Frau andre als materielle Rücksichten zu besprechen. Dennoch war sie entschlossen, es zu versuchen. Zwei Gründe waren es, die sie bewogen, es gleich zu thun. Sie wollte dem General Gelegenheit geben, sich mit ihrem Vater zu unterreden, und sie wollte Millicents Rückkehr von der Gräfin erlangen.

Gräfin Sibylle zeigte sich von einer heitern und überlegenen Ruhe. Sie wollte, als beide Damen ihn Dorotheens Zimmer angekommen waren, es sich nicht nehmen lassen, dem jungen Mädchen behilflich zu sein. Sie wollte Dorothea helfen, ihr Haar zu ordnen, als diese den Hut abgenommen hatte, und sie tadelte sie sanft und scherzend, daß sie bei solchem Wetter einen weiten Ritt unternommen habe. Aber Dorothea wies alle Hilfsleistungen zurück und zog es vor, in ihrem Reitkleide zu bleiben. Sie schickte auch die Jose weg, welche die Lampe hereinbrachte und ihr beim Auskleiden helfen wollte, und wandte sich dann ernsthaft an die Gräfin.

Ich habe gehört, daß Millicent sich sehr unartig gegen Sie benommen hat, sagte sie. Papa ist in Folge dessen natürlich böse geworden und hat sie bei ihrem Onkel einschließen lassen. Aber ich selbst bin es im Grunde, die

damit bestraft wird, denn mir fehlt das Mädchen sehr. Es thut mir leid, daß sie sich übereilt und in einer unglücklichen Laune die Grenze des Respekts gegen Sie überschritten hat. Sie würden mir aber einen Gefallen thun, wenn Sie veranlassen wollten, daß das Mädchen recht bald wieder zu mir kommen dürfte.

Gräfin Sibylle schüttelte den Kopf und lächelte. Gestehen Sie nur, liebe Baronesse, entgegnete sie, wenn Sie ein Tagebuch führten, worin Sie, wie junge Mädchen das oft thun, ihre geheimsten Gedanken niederschrieben, so würde meine arme Person darin eine recht schlechte Rolle spielen.

Wieso? fragte Dorothea.

Sie denken, ich wäre eigentlich die Veranlassung zu Millicents Einsperrung, sagte die Gräfin. Ach, ich kann ihnen versichern, ich bin nicht so empfindlich, und ich glaube nicht, daß die gute Millicent die Fähigkeit besitzt, mich unartig behandeln zu können, falls sie es auch wollte. Aber sie hat es garnicht versucht. Sie ist gegen mich immer voll Respekt gewesen, wie es sich gehört. Erst durch Ihren lieben Papa habe ich von der Geschichte gehört, und wenn ich ihn recht verstanden habe, so ist Millicent gegen ihn unfolgsam gewesen. Aber gleichviel. Da Sie es wünschen, will ich mit ihm reden und will mein Bestes versuchen.

Dorothea erröthete vor Ärger. War es wirklich so weit gekommen, daß diese Frau zwischen ihr und ihrem Vater die gütige Vermittlerin spielte?

So war die Meinung nicht, entgegnete sie scharf. Wenn es nicht Thretwegen war, daß Millicent bestraft wurde; so will ich schon selbst mit meinem Vater reden.

Die Gräfin nahm eine andre Miene an. Sie zeigte ernste Freundlichkeit und Theilnahme. Es ist mir lieb, daß sich aus Ihrer eignen Initiative die Gelegenheit zu einer vertrauten Unterhaltung zwischen uns gefunden hat, nach welcher ich mich schon lange sehne, sagte sie. Wir wollen ganz offen mit einander reden, wie Freundinnen. Bin ich doch durch die engsten Bande der Freundschaft und Verehrung an dies Haus gebunden, und hofft doch sowohl Ihr Papa als mein Sohn und auch ich, daß diese Bande sich noch vermehren und vertiefen sollen! Ich verstehe Sie, liebe Dorothea, ich begreife Ihr Herz! Bin ich doch auch jung gewesen und habe die Leiden und Freuden einer romantischen Epoche durchgemacht. Wären Sie nicht zuweilen so — wie soll ich sagen? — so kühl gegen mich gewesen, so wenig vertrauend — ich hätte längst zu Ihnen gesprochen, wie ich nun sprechen will. Sie haben eine Neigung zu einem Manne gefaßt, den ich nicht zu nennen brauche, und diese Neigung verleitet Sie, in mir Ihre Feindin zu sehen. Ach, ich verstehe das, liebe Dorothea, ich verstehe es, und kann deshalb ihr feindliches Gefühl nicht erwidern. Aber in voller Aufrichtigkeit sage ich Ihnen: Trauen Sie Ihrem schönen Enthusiasmus nicht! Es sind jetzt die reinsten und edelsten Herzen, welche am leichtesten betrogen werden. Ich habe Gelegenheit gehabt, jenen Mann kennen zu lernen. Er ist nicht, was er zu sein scheint. Haben Sie ihn wohl nach seiner Vergangenheit gefragt? Ich fühle mich nicht berufen, ihn anzuklagen, weiß auch wohl, daß das Ihnen gegenüber vergeblich sein würde, aber ich fühle mich Ihnen gegenüber verpflichtet, Ihnen zu sagen: Hüten Sie Ihr Herz, lassen Sie es von einem ungesunden Traume erwachen, lassen Sie es von einer Krankheit genesen!

Es ist sehr leicht, unter einer Maske zu verleumden! rief Dorothea, bleich vor Zorn. Mit halben Worten und versteckten Anspielungen vergiftet man

den reinsten Ruf und hütet sich vor einer Beschuldigung, die sich widerlegen läßt.

Ach, mein gutes Kind! Kann ich Ihnen wohl etwas übelnehmen? sagte die Gräfin. Nun denn, ich will Sie nur auf eins aufmerksam machen. Wer war der Vater des Herrn Eberhardt Eichenburg? Hat er Ihnen jemals von seinem Vater gesprochen?

Mit lauerndem Blick erforschte die Gräfin Dorotheens Miene, und sie lächelte befriedigt, als Dorothea verlegen vor sich nieder sah. Er ist aus Amerika gekommen, fuhr die Gräfin fort, als Dorothea schwieg. Ich habe von seinen Abenteuern gehört, ehe ich ihn zu meiner Überraschung bei Ihnen eingeführt fand. Er stammt aus einer der sogenannten Shakergemeinden, in denen man, wie jedermann weiß, die Ehe überhaupt nicht kennt. Glauben Sie, daß aus solchem Boden etwas gutes keimen könnte? Ist Ihre Romantik fähig, sich über solche Dinge und über einen Lebenslauf, der diesem Herkommen entspricht, hinwegzusetzen?

Triumphirend bemerkte Gräfin Sibylle den Eindruck ihrer Worte in Dorotheens Verwirrung und fuhr in wohlbemessener Weise fort: Es ist keine angenehme Rolle, die mir in diesem Schauspiel zufällt. Ich kann wohl sagen, wenn es nicht höhere Rücksichten wären, die mich bestimmten, so würde ich längst darauf verzichtet haben, als Mutter eines unwillkommenen Freiers dazustehen. Es kann mir nicht erfreulich sein, gerade von Ihnen, Dorothea, die ich schätzen und lieben gelernt habe und von der ich weiß, daß Sie meinen Sohn glücklich machen würden — von Ihnen verkannt zu werden. Ich stehe in Ihren Augen natürlich als eine jener Intrigantinnen da, wie sie in Lustspielen und Romanen als Schreckbilder und Vogelscheuchen geschildert werden. Und doch, was anders bewegt mich, auszuharren, als Pflichtgefühl? Fragen Sie Ihren Papa, wie ich zu ihm und zu seinem Lieblingsplane stehe. Ich habe ihm offen erklärt, daß ich es vorzöge, mit Dietrich abzureisen, und er hat mich gebeten, zu bleiben und Geduld zu haben. Er hat mich gebeten, meine Hand nicht zurückzuziehen, weil ohne mich und ohne die Verbindung zwischen Ihnen und Dietrich seine Herrschaft ihm und doch auch Ihnen, unbedachtes Kind, verloren geht. Aber ich muß gestehen, daß meine Aufgabe mir durch Ihr Benehmen nicht erleichtert wird.

Gräfin Sibylle trug ihre Reden mit gutem Ausdruck und Ton, mit einer so überzeugenden Geberde und Stimme vor, daß sie vielleicht, wenn sie einen Mann vor sich gehabt hätte, ihre Absicht erreicht und ihn mit ihrem falschen Gelde bestochen haben würde. Aber Dorothea fühlte mit der feinern Empfindung des Weibes den Trug heraus. Ein unüberwindlicher Widerwille gegen diese Frau überkam sie, und aller Vorsicht vergessend trat sie ihr mit flammendem Blick entgegen und rief: Es ist das alles nichts als Heuchelei und Verleumdung, und es ist mir ganz unmöglich, Ihnen zu glauben. Meinen Vater haben Sie listig umgarnt, aber bei mir wird Ihnen das nicht gelingen. Ihrem Sohne kann ich es leider nicht sagen, da er nicht hier ist, aber Ihnen will ich es sagen, und Sie können es ihm mitteilen, daß ich das Bündnis mit ihm verabscheue, und daß ich lieber tot sein möchte, als ihn heiraten. Wenn Ihnen das auch noch kein Hindernis Ihres edelmütigen Planes ist, so verachte ich Sie aus tiefstem Herzen!

Ein böser Blick zuckte aus den schwarzen Augen der Gräfin hervor. Ich weiß nur nicht, entgegnete sie höhnisch, wie das mit der Erklärung zusammenstimmt,

die Sie Ihrem nur allzu gütigen Vater gestern gegeben haben. Doch ich will darauf verzichten, Sie zur Vernunft zu befehren, Baronesse Dorothea. Ihnen muß die Erfahrung selbst ihre Lehren geben.

Mit diesen Worten entfernte sie sich, und Dorothea warf sich in stummem Schmerz zu Boden und erhob ihre Hände zu Gott, ihn anflehend, daß er ihr helfen möge.

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Sahara und Sudan. Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika von Dr. Gustav Nachtigall. Zweiter Teil. Mit 46 Holzschnitten, 4 Karten und 4 Schrifttafeln. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. Verlagshandlung Paul Parey 1881.

Später, als unsre Absicht war, gelangen wir dazu, den zweiten Teil dieses Reiseverkes zur Anzeige zu bringen. Indessen schadet wohl im vorliegenden Falle die Verspätung nichts. Bei Büchern freilich, nach denen ein halbes Jahr nach ihrem Erscheinen niemand mehr fragt, und deren ganzer Wert in ihrer Neuheit besteht, hat der Referent Ursache, sich zu beeilen. Nachtigalls Werk aber gehört zu jener kleinen, auserlesenen Anzahl von Büchern, denen man „jezt und immer“ ein Loblied singen kann.

Wohl selten ist ein Reiseverf mit so großer Spannung erwartet und dann bei seinem Erscheinen so freudig begrüßt worden als das nun in zwei stattlichen Bänden vorliegende Werk, welches uns in fesselndster Weise die Länder und Völker des nördlichen und mittlern Afrikas schildert. Das Buch wird künftighin das grundlegende Quellenwerk über die Sahara und den Sudan bilden. Es überragt viele in neuester Zeit über Afrika erschienene Reiseverfe durch die Fülle des in ihm aufgespeicherten wissenschaftlichen Materials wie durch die Vortrefflichkeit der Darstellung. Auch bei dem zweiten Bande liegt der Schwerpunkt in dem unschätzbaren ethnographischen Material. Der Verfasser macht uns mit einer Reihe von Völkern bekannt, von denen wir bisher keine oder nur eine mangelhafte Kunde hatten, es sind insbesondere die Bewohner von Bornu, Kanem, Bagirmi, die Baele u. a. Aber auch die Schilderungen der natürlichen Beschaffenheit der einzelnen Landschaften erweitern unsre Kenntnisse über die physische Geographie Afrikas wesentlich und machen uns mit vielen neuen Thatsachen bekannt. So erfahren wir zu unserer Verwunderung, daß der Tsade, jener große Binnensee Mittelafrikas, der bisher für einen Salzwassersee gehalten wurde, so süßes Wasser enthält, „wie es überhaupt nur sein kann.“ Diese Thatsache ist umso überraschender, als die Ufer des Tsade reich an Natron sind, welches aus dem Boden gewonnen wird und den Gegenstand eines lebhaften Handels bildet. Sie erweckt in hohem Grade das Interesse der Geologen. Es wäre sehr zu wünschen, wenn die geologischen Verhältnisse der von Nachtigall durchreisten Gebiete genauer erforscht würden. Der Verfasser selbst empfiehlt jene Länder geologisch geschulten Reisenden als ein interessantes Feld der Forschung.